Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 97. **Dienstag** den 23. Februar 1897. **91. Jahrgang.**

Die Stimmung in Frankreich.

G. **Paris**, 21. Februar.

„Wieder mit der Türkei! Es leben die Griechen!" heißt das Feldgeschrei. Es ist rührend anzusehen, wie sich die Oppositionellen aller Schattirungen um das Banner des Philhellenismus schaaren. Der alte Imperialist Cassagnac marschirt Arm in Arm mit den Socialisten Jaurès, Henri Rochefort und Madame Séverine, die sonst nur Gift und Galle gegeneinander ausspieen, kämpfen in ihren Artikeln fast mit denselben Ausdrücken für die edlen Hellenen. Natürlich sind die Beweggründe, von denen sie geleitet werden, höchst verschiedenartig. Einigen Wenigen mag es mit ihrer etwas unzeitgemäßen Bewunderung für die Andres Athenaioi, mit ihren Hinweisen auf die glorreiche Haltung des edelmüthigen Frankreich in den griechischen Befreiungskämpfen der zwanziger Jahre wirklich ernst sein, Einige auch mögen mit religiöser Ueberzeugung für die Sache der Christenheit gegen den Islam eintreten. Rochefort und Genossen sind natürlich nur dabei, um gegen die Erbärmlichkeit der heutigen Zustände im Allgemeinen und die Gemeinheit und Feigheit der europäischen Regierungen im Besonderen ihre Donnerstimmen zu erheben. Sie entflammten sich vorgestern für die „armen" spanischen Anarchisten gegen den Torquemada Canovas, schickten gestern den aufständischen Cubanern begeisterte Zustimmungstelegramme und legen sich heute für die unterdrückten Kreter ins Zeug. Die Radicalen und Socialisten der Kammer aber hoffen bei dieser Gelegenheit nun endlich dem Ministerium ein Bein stellen zu können. Wenn Hanotaux und seine Collegen gegen das Einvernehmen mit den übrigen Mächten wären, wer weiß, wie es dann mit ihrer Ueberzeugung aussähe. Jetzt entrüsten sie sich darüber, daß die Regierung gegen das Land auf eigene Faust Politik mache, daß sie vor Deutschland und England auf dem Bauche läge, anstatt ihre Stimme zu Gunsten Griechenlands in die Waagschale zu legen. Wenn es nach ihnen ginge, müßte jeder Depesche des Ministers der „fremden Angelegenheiten" — ein Wortwitz sagt: der Angelegenheiten, denen er fremd ist — eine Kammerabstimmung vorangehen. Uebrigens giebt es unter ihnen doch einige weiße Raben. So haben neulich alle radicalen Vorgänger des Herrn Hanotaux für ihn gestimmt, alle mit Ausnahme Goblet's. Dieser unentwegte Demokrat hat nämlich zwei Seelen in seiner Brust, die eine kommt zum Vorschein, wenn er als Abgeordneter den Minister ärgern will, die andere, wenn er selbst auf der Ministerbank sitzt.

Alle diese Leute sind nicht gar zu ernst zu nehmen, ebenso wenig wie die zahlreichen Kundgebungen der Studenten. Man weiß von früheren Ereignissen in Marseille und Bordeaux und in Paris selbst her, daß eine große Anzahl der letzteren stets dabei ist, wenn es irgendwo Radau zu machen gilt. Vor ein paar Wochen demonstrirten sie gegen den Literaturprofessor Larroumet, kurz darauf erkoren sie sich die sociale Gesellschaft zum Opfer und heute lassen sie an Herrn Hanotaux ihren Uebermuth aus. Ihre Manifeste, die seit vergangenem Donnerstag im ganzen Quartier Latin von Hand zu Hand gehen, klingen allerdings sehr energisch. „Ziehen wir ins Feld", heißt es da. „Hoch die Herzen gegen den alten Despotismus für die junge Freiheit." Das „Feld" ist aber vorläufig der Boulevard St. Michel geblieben, in der Studentensprache Boul' Mich' genannt. Man begnügt sich damit, im Gänsemarsch einherzuziehen und Hanotaux, Hanotaux, Vive la Grèce, à bas la Turquie auf die Melodie eines beliebten Gassenhauers zu singen und glaubt eine Heldenfahrt ausgeführt zu haben, wenn man zwei Stunden auf der Polizeiwache zugebracht hat. Daß viele von den jungen Leuten wirklich die Heimath verlassen werden, um sich dem griechischen Heere als Freiwillige einzureihen, ist nicht anzunehmen.

Uebrigens darf nicht geleugnet werden, daß sich der Bevölkerung nach und nach eine gewisse Erregung bemächtigt. Begierig werden alle die Extrablätter verschlungen der Boulevardblätter, die eigene Correspondenten nach Kanea geschickt zu haben vorgeben. Dem naiven Leser fällt es nicht auf, daß von all den sensationellen Neuigkeiten, die ihm da Nachmittags um drei Uhr aufgetischt werden, die gewissenhafte Presse am nächsten Morgen noch nichts weiß, und die fortwährenden Reclamationen über die Schandthaten der Großmächte, die sich zu Mitschuldigen des Verbrechers Abdul-Hamid machen, verfehlen nicht ganz ihre Wirkung. Besonders bemerkenswerth aber ist es, daß sich neben der Griechenfreundschaft in diesen Hepartikeln wieder einmal der Deutschenhaß recht breit macht.

Millevoye in seiner „Patrie" war der erste, der den Vergleich zwischen Kreta und Elsaß-Lothringen gezogen hat. Beides seien Länder, die, von fremden Tyrannen vergewaltigt, sehnsüchtig nach der Wiedervereinigung mit dem Mutterlande verlangten. Daß der Vergleich höchst jämmerlich hinkt, hinderte natürlich nicht, daß er von allen Patrioten mit Begeisterung aufgenommen wurde. Nur die Consequenzen, die man aus ihm zog, waren verschieden. Millevoye meinte: Griechenland focht für die gute Sache, die Sache der Unterdrückten. Wenn Frankreich sich würdig erweisen will, daß man ihm einst bei der Wiedereroberung seiner verlorenen Provinzen hilft, so muß es jetzt die Hellenen mit aller Energie unterstützen. Diese Ansicht hat besonders bei den Royalisten viele Anhänger gefunden. Den entgegengesetzten Schluß zog gestern im „Matin" ein höherer Diplomat. „Allerdings sind die Verhältnisse in Kreta und im Elsaß analog. Aber gerade das sollte uns mahnen, das Nahelegende nicht über dem Fernen zu vergessen. Was ist uns Hekuba? Es ist ein schöner Gedanke, im Ägäischen Meere einzugreifen. Aber unsere Geschicke entscheiden sich nicht im fernen Osten. Betrachtet die Vogesen!" Endlich giebt es noch einen dritten Standpunct, den des Chauvinismus grand même. Besonders der „Radical" macht seinem Namen Ehre. „Alles gegen Deutschland", schreibt er, „nichts mit ihm! Es giebt keine französische Politik. Das ist das delenda Carthago des alten Cato. Wenn der Russe der Feind des Deutschen ist, so ist es unser Mann; wenn er sein Freund ist, nein!" Also weil Deutschland für die Wahrung des Besitzstandes der Türkei ist, muß Frankreich dagegen sein.

Nach diesen Auslassungen thut es wohl, die Ansichten vernünftig und ruhig denkender Männer wie Mitchell oder Cornély zu lesen. Letzterer sagt heute in einem außerordentlich klaren Aufsatze das Verhalten der Mächte auseinander, zeigt, daß sie, wenn sie auch den kriegerischen Gelüsten Griechenlands einen Riegel vorschieben, doch vor Allem bis jetzt die Türkei im Zaume gehalten haben, und findet zum Schluß ein warmes Wort für die Friedenspolitik des deutschen Kaisers, die umsomehr anzuerkennen sei, als „Alles in Allem Deutschland von allen europäischen Mächten augenblicklich mit der größten Sicherheit einem künftigen Kriege entgegensehen könne." Auch die sämmtlichen Blätter der Kammermehrheit sind bis jetzt für das Einvernehmen mit den anderen Großmächten. Da sie aber in Paris nur sehr wenig, vom gewöhnlichen Volke überhaupt nicht gelesen werden, ist ihre Wirkung nicht sehr groß. Man kann sich also für die nächste Zeit auf allerlei Ueberraschungen gefaßt machen. Vielleicht sehen wir nach der morgigen Interpellation in der Kammer etwas klarer.

Deutsches Reich.

†† **Berlin**, 22. Februar. Wenn unseren Ausführungen betreffs des Mangels an für den Dienst im Auslande verfügbaren Kreuzern mit dem Einwande zu begegnen versucht wird, daß doch das Panzergeschwader, bestehend aus den Schiffen „Kurfürst Friedrich Wilhelm", „Brandenburg", „Weißenburg", „Wörth", zur Hand sei, so trifft die Thatsache an sich gewiß zu. Dazu aber, dieses Panzergeschwader etwa in die kretischen Gewässer zu entsenden, wird eine von dem Bewußtsein ihrer schweren Verantwortung für die Sicherung der vaterländischen Küsten durchdrungene Regierung sich ohne Weiteres nicht verstehen können. Denn dieses Panzergeschwader ist in erster Linie zum Schutze der heimathlichen Küsten bestimmt, und es hieße dasselbe dieser seiner eigentlichen und vornehmsten Aufgabe entziehen, wollte man es als Lückenbüßer an die Stelle der nicht vorhandenen Kreuzer treten lassen, ganz abgesehen davon, daß Niemand zu sagen vermag, ob nicht plötzlich Wendungen der allgemeinen Lage eintreten können, welche den Gebrauch der Schlachtschiffe in den heimathlichen Gewässern behufs Abwehr feindlicher Unternehmungen dringend geboten erscheinen lassen. Eine Verwendung dieser Schiffe außerhalb des Rahmens ihrer planmäßigen Bestimmung würde nur dann zu rechtfertigen sein, wenn es sich um vitale Interessen der Nation handelte. Was nun den sonstigen Bestand unserer Marine an Panzerfahrzeugen anlangt, so ist das Panzerschiff „Kaiser" in Ostasien stationirt, „Baden" und „Bayern" sind noch im Umbau begriffen, „König Wilhelm" bekanntlich in die Classe der Panzerkreuzer versetzt, welch' letztere Schiffskategorie ebenfalls für den heimathlichen Dienst so lange unabkömmlich bleibt, als an deren Stelle kein ausreichender Ersatz vorhanden ist. Speciell die Panzer „Frithjoff", „Heimdal", „Odin", „Aegir" sind für den Küstenschutz gebaut. Die „Deutschland" befindet sich auf Werft, ist wohl fertig, aber ihrer Indienststellung steht das Hinderniß im Wege, daß im Etat für diesen Zweck weder die benöthigten Mittel, noch das Officiers- und Mannschaftspersonal ausgeworfen sind. Es behält also bei unseren vorhergegangenen Ausführungen sein Bewenden, daß unsere Marine der Mittel entbehrt, das Reich im Auslande in einer seiner internationalen Machtstellung entsprechenden Weise zu repräsentiren. Wenn unsere Marineverwaltung im Erkenntniß der Unhaltbarkeit eines solchen Zustandes die angemessene Verstärkung der Seestreitkräfte in Anregung bringt, oder auch nur den Ersatz der unbrauchbar gewordenen Schiffe beantragt, so entsteht alsbald der Lärm über „uferlose Flottenpläne". Daß aber Deutschland in Ermangelung des benöthigten schwimmenden Materials in entscheidungsschweren internationalen Krisen in der Reihe der großmächtlichen Flaggen unvertreten bleiben, dann ist es wieder nicht recht. Die Nutzanwendung hieraus sollte unseres Erachtens nicht schwer zu ziehen sein.

△ **Berlin**, 22. Februar. Nach dem ganzen Verlauf der Berathungen über die Besoldungsaufbesserungen im Reiche scheint wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß die Vorlage zu Stande kommt. Die Entscheidung liegt beim Centrum, und von dem Vertreter desselben ist in der Budget-Commission erklärt worden, daß jedenfalls für diese Session keine Hoffnung für die Annahme der Vorlage vorhanden sei. In der letzten Sitzung der Budgetcommission des Reichstags ist die Generaldebatte zu Ende gekommen, ohne daß sich hierin etwas geändert hat und ohne daß sich auch nur entfernt sagen läßt, wann es zur Specialberathung kommt, während die Commissionsberathung der preußischen Vorlage über die Aufbesserung der Beamtengehälter nach längeren Debatten in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses dieser Tage abgeschlossen worden ist. (S. * Berlin. Red.) Die Sachlage im Reiche ist um so bedauerlicher, als nach den Erklärungen des Reichsschatzamts die von nationalliberaler Seite vertretene Absicht, zugleich für die Unterbeamten, Postschaffner und Postassistenten zu sorgen, Aussicht auf Verwirklichung hatte. Das Centrum hat aber nicht allein den Wunsch, im Reiche die Besoldungsvorlage nicht zu Stande kommen zu lassen, sondern auch in Preußen die Besoldungsverbesserung zum Scheitern zu bringen. Vom Centrum wird und allerdings, wie wir vernehmen, zutreffend damit gerechnet, daß die Staatsregierung die Besoldungsaufbesserung nicht annimmt, wenn darauf bestanden wird, Richter und Regierungsräthe gleichzustellen. Und nun wird weiter der Anschein erregt, als ob die Ablehnung der Besoldungserhöhungen im Reiche notwendiger Weise auch die Ablehnung der Besoldungserhöhung im preußischen Abgeordnetenhause nach sich ziehen müsse, und eindringlich den Nationalliberalen ihre dermalige Stellungnahme zum Assessorenparagraphen nahegelegt. Wir möchten zunächst bemerken, daß, wie auch in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses ausdrücklich erklärt worden ist, die ordnungsgemäße Erledigung der Besoldungsaufbesserung in Preußen für sich selbstständig aus den preußischen Bedürfnissen heraus zu prüfen ist. Sodann ist nichts verkehrter, als die vorstehende Besoldungsaufbesserung der Richter in einem Athem mit den Assessorenparagraphen zu nennen. Das

Feuilleton.

Dichterstimmen aus dem Volke.

IV.

Unserem Cyklus flüchtig umrissener Charakterbilder deutscher Dichter und Dichterinnen aus den mittleren und unteren Gesellschaftsschichten, die wir mit dem bayerischen Bauernmädchen Emerenz Meier und der Schleswig-Holsteiner Bauerefrau Henni Mattsen begannen — Katharina Koch, Johanna Ambrosius, Stine Andresen und Franz Bechert gingen in besondren Würdigungen voraus — reihen wir heute Rudolf Liebisch an, der sich mit seinen „Liedern eines Handwerksburschen"*) unter unseren modernen „Meistersingern" einen der ersten Plätze errungen und weithin verdiente Anerkennung gefunden hat. Seine Gedichte sind bereits in zweiter Auflage vom deutschen Lesepublicum begehrt worden, ein Beweis, daß seine Liedersammlung nicht Druckerschwärze auf Papier ist, wie man die Leistungen unserer Volksdichter wohl genannt hat, nicht Tages-Durchschnittswaare, von der man Notiz nimmt, um sie „zu den anderen" zu legen und nicht mehr davon zu reden, sondern daß wir es mit Gaben der Poesie zu thun haben, denen zweifellos — wir wollen uns vorerst zurückhaltend aussprechen — ein gewisser Werth nicht abgesprochen werden kann, Blüthen und Früchte, die zu brechen und mit heim zu nehmen sich schon lohnen muß.

Aber lassen wir den Dichter sich erst persönlich vorstellen. Es ist gerade bei diesem Jünger Apoll's von besonderem Werth, zu wissen, mit wem wir es zu thun haben, da seine Lieder fast ohne Ausnahme ein durchaus persönliches, individuelles Gepräge tragen, ein Vorzug, den er fast noch in höherem Maße als seine obenzenannten „Zunftgenossen" vor dem Gros unserer heutigen Kunst-Dichter voraus hat.

Rudolf Liebisch ist geboren am 25. December 1861 in St. Johann im Herzogthum Salzburg, während seine Eltern, Schauspieler bei einer kleinen Gesellschaft, eben auf einer Reise begriffen waren. Bis zu seinem sechsten Jahre wanderte er mit den Eltern und fünf Geschwistern durch Ober- und Nieder-Oesterreich, Tirol, Südbayern, ganz Ungarn und Galizien. Inzwischen war es seinem Vater gelungen, durch Unterstützung seiner in Breslau lebenden besser situirten Verwandten die Photographie zu erlernen und sich die nöthigen Apparate anzuschaffen. So sagte er denn seiner Kunst Valet und zog von Ober-Ungarn Anfang 1867 nach Troppau, wo Rudolf durch zwei Jahre die Kaiserschule besuchte. Dann siedelte der Vater nach Jägerndorf in Oesterreichisch-Schlesien über, und hier kam der künftige Handwerksbursche und Liederdichter sogar an die Realschule, in der er einer der ersten Schüler war.

Aber seine Hoffnung, studiren zu dürfen, erfüllte sich nicht, denn die Breslauer Verwandten stellten ihre Unterstützungen ein, und so kam er, 14 Jahre alt, zu dem jüngsten Bruder des Vaters nach Breslau in die Lehre. Sein Meister und Oheim, seines Zeichens ein ehrsamer Bürstenbinder, hatte natürlich die Absicht, „dem Jungen die Verrücktheiten, die schon seinen Vater unglücklich gemacht", gehörig auszutreiben. Wie Liebisch senior, der früh zu schriftstellern begann, um nachher zur Bühne zu gehen, ohne in zwanzigjähriger Schauspielerlaufbahn es mit seiner Familie über Kummer und Entbehrungen hinauszubringen, so zeigte Liebisch junior schon in seinem 16. Lebensjahre „verdächtige" Neigungen, wie Hang zur Lecture und gar zum Verseschmieden! Aber man setzte ihm den Kopf, in dem es so sonderbar spukte, gehörig zurecht und pädagogisirte so lange an ihm herum, bis aus dem geweckten Jungen ein verzagtes, alles Selbstbewußtseins baares Menschenkind geworden war. Dem ist es auch, wie sein Mentor, der um unsre jüngsten Volksdichter so hochverdiente Preßburger Literarhistoriker Schrattenthal, bemerkt, zuzuschreiben, daß der von Haus aus poetisch Veranlagte erst in seinem 25. Lebensjahre den Muth fand, den Pegasus öffentlich zu besteigen.

Rudolf Liebisch ging bald, nachdem er Geselle geworden, in die Fremde und lernte das „Walzen", das ungebundene Wandern von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, mit dem Bündel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Rechten, gründlichst kennen. Von Breslau ging er zunächst nach Waldenburg i. Schl., wo er vom Sommer 1880 bis zum Herbst in Arbeit stand. Dann „machte er fremd" und wanderte von Hirschberg, über Görlitz, die sächsische Schweiz, Dresden, Leipzig, Halle, Dessau, Wittenberg, Berlin, Schwerin, Rostock, Lübeck, Kiel, Eckernförde und Rendsburg bis Elmshorn, wo er sechs Wochen, bis Weihnachten, arbeitete. Da kam des Meisters Bruder aus der Fremde, und nun konnte unser Werkgesell mitten im Winter fürbaß ziehen. Jetzt ging er über Hamburg, Wittenberge, Magdeburg, Halle und Wurzen nach Riesa, zog sich aber auf dieser Wanderung eine so heftige Erkältung zu, daß er in Königsbrück bei Dresden im Krankenhause drei Wochen an Lungenentzündung schwer erkrankt liegen blieb. Mit dem Gelde, das die schlesischen Verwandten gespendet, zog er dann nach Breslau, fand Arbeit und blieb dort bis 1885. Im Mai desselben Jahres ging er nach Leobschütz, einem hübschen oberschlesischen Städtchen, in Arbeit.

Hast mich freundlich aufgenommen,
Daß mein trübes Herz entglommen
Wieder hell;
Den ich lang gesucht, den Frieden,
Schenktest Du dem wandermüden
Wertesgesell.

Fand in Deinen Mauern wieder
Freundeskluck und Schelmenlieder
Lustensucht —
Lud auf Markt und Gassen schauen
Durft' ich Deiner schönen Frauen
Holde Frucht!

In Leobschütz verbrannte er Alles, was er bisher poetisch producirt hatte, was wohl nicht geschehen wäre, wenn er es über sich gebracht hätte, einen Sachverständigen zu befragen. Hier aber, wo er ein eigenes Heim gründete, sind auch die meisten seiner Handwerksburschenlieder — einige schrieb er früher auf der Landstraße nieder — geschrieben. Daß diese nicht gleichfalls in den Ofen wanderten, hat er dem Breslauer Dichter Paul Barsch zu verdanken, der einst an der Hobelbank gearbeitet, die Welt wie Liebisch durchwandert hatte und heute als Dichter der gemüthvollen „Fliegenden Blätter", die nicht weniger als elf Auflagen erlebten, ein Liebling weiter Kreise geworden ist. Barsch, dem Liebisch nachher seine Handwerksburschenlieder aus Dankbarkeit widmete, machte dem jungen „Meister" Muth und weckte das Selbstbewußtsein in ihm, das wohl vorhanden, aber bisher stets unterdrückt war.

Im Herbst 1891 erschien die Liedersammlung „Kreuz und Quer" in erster Auflage und fand um so mehr Anklang, als der Verfasser sich durch einen in Leobschütz, Ratibor, Breslau und anderen Städten gehaltenen Vortrag „Der Handwerksbursche und seine Poesie" bekannt gemacht hatte. Auf diese Weise wurde Liebisch auch mit der Tagespresse bekannt, fing an für Zeitungen zu schreiben und faßte bald den Entschluß, die staubige Werkstatt mit der Redactionsstube zu vertauschen. Er fand denn auch nach den ersten Versuchen an kleineren Blättern, an einer täglich in großer Auflage erscheinenden Zeitung in Breslau eine Redacteurstelle, die er am 1. Januar 1894 verließ, um an einem Leipziger Blatte in fast dreijähriger Wirksamkeit sich namentlich auf den Gebieten der Literatur, Theaterkritik und Musik heimisch zu machen. Mit Freuden ergriff der nun schon journalistisch Wohlgeschulte dann die Gelegenheit, in die erste Redacteurstelle eines geachteten Blattes einzutreten. Der herzoglich anhaltische Hofbuchdrucker C. Dünnhaupt in Dessau, der Verleger des „Anhaltischen Staatsanzeigers", hat das Verdienst, dem jungen Talent in vertrauensvollem Entgegenkommen eine seinen Wünschen und Fähigkeiten conforme Lebensstellung geboten zu haben. Vor fünf Jahren noch Gesell, heute erster Redacteur — das mag harte Arbeit gekostet haben. Bekennt Liebisch in seinem stimmungsvollen, formschönen Präludium an Paul Barsch doch selbst:

So hab ich denn, den Pfad erhellt
Von Deines Geistesstrahls Licht, voll Mühen,
Den Acker meines Geists bestellt,
Und meine Saat gebracht zum Blühen.

Jener harten ungewohnten Arbeit ist es auch zuzuschreiben, daß Liebisch das poetische Schaffen im Kampf um eine geachtete gesellschaftliche Position während der letzten Jahre zurücktreten lassen mußte. Daß der Quell nicht versiegt, dafür bürgt die Kraft echter Poesie, die ihm als Angebinde in die Wiege gelegt ward.

Echte Poesie! Ja, ihr Fluidum strömt warm und leuchtend durch alle Lieder unseres schlichten Werkgesellen; durch alle ohne Ausnahme, wenn auch naturgemäß das eine höher, das andere niederer zu bewerthen ist. Ohne auf eine Kritik des Einzelnen eingehen zu können, dürfen wir, Widerspruch nicht befürchtend, von vornherein feststellen, daß der Gesammteindruck, den die Wanderlieder auf jeden Vorurtheillosen machen, der eines ursprünglichen, stets aus der Quelle innersten Empfindens schöpfenden, harmonisch durchgebildeten lyrischen Talentes ist. Es mag, wie gesagt, das eine oder das andere Lied vor strengerem Urtheile nicht bestehen, und doch wird man auch diese schlichteren Blüthen in dem Kranze nicht missen wollen, weil alle etwas von dem Geiste haben, der in vielen derselben sich zu tadelloser Schönheit entfaltet. Nie wird der Dichter geistlos, nie platt, nie nichtssagend, nie kraft- und schwunglos, nie fehlt seinen Productionen der Stempel charakteristischer Eigenart. Man wird da nichts Gekünsteltes, nichts Affectirtes, nichts Gemachtes finden, aus eigenem Triebe quellen diese Lieder hervor, Gelegenheitsgedichte eins wie das andere, den inwendigen Menschen natürlich und offenherzig gebend, wie er ist, nicht mühsam ergrübelt, nicht in bewußter Reflexion auf ihre Wirkung gerüft, mag darüber auch zuweilen die Glätte der künstlerischen Form vernachlässigt und zu kurz gekommen sein.

Wanderlieder sind's, zumeist „auf der Walze" entstanden, wenn auch später erst zu Papier gebracht, und so schreiten sie hurtigen Schrittes, kurz geschürzt dahin. Dem Wellengeplauder des eilenden Baches möchten wir sie vergleichen, der bald lebensfroh und übermüthig mit den Lichtern der rosenfingrigen Eos spielt, bald die blitzenden Strahlen der Mittagssonne leuchtend zurückwirft, bald zu ruhigerem Laufe gezwungen, die dunkle Gluth der Abendröthe widerspiegelt, bald durch zackiges Felsgestein sich windend, jetzt leiser, jetzt lauter klagt, immer aber in ungetrübter Fluth bis auf den Grund hinabschauen läßt. Kein Vergleich veranschaulicht eine Sache ganz, am wenigsten ein Gebilde individueller Menschennatur, und so dürfen wir wohl hinzufügen: dies „Kreuz und Quer" ist, wenn man will, auch wie ein voller, am Wege gepflückter Strauß von duftenden Feld- und Wiesenblumen, in dem die hellen, fröhlichen Farbentöne überwiegen, aber auch die dunkleren keineswegs gänzlich fehlen. Alles gruppirt um ein Gebinde thaufrischer, halberblühter Rosen. (Schluß folgt.)

*) Kreuz und Quer. Lieder eines Handwerksburschen von Rudolf Liebisch. Mit einem Vorwort von Karl Schrattenthal. 2. Aufl. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Kunze. 1897.

SLUB
Wir führen Wissen.